



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Anders, Fritz: Skizzen aus unserm heutigen Volksleben : dritte Reihe : 1.  
Ein Stadtjubiläum : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Papier, das einen eigentlich vornehmen Eindruck nicht aufkommen läßt. Aber es wäre vielleicht möglich, einmal ein Papier herzustellen, das diese Eigenschaft nicht hätte und doch zum Abdruck feinerer Tonschnitte geeignet wäre.\*)

Können wir also den Gemäldeschnitt nicht völlig verbieten, so werden wir allerdings sagen müssen, daß die höchsten und befriedigendsten Leistungen der Technik nicht auf diesem Gebiete, sondern auf dem der Wiedergabe von Originalzeichnungen liegen, die eigens für den Tonschnitt mit dem Pinsel in Gouachefarben gemalt sind. Die Verleger unsrer illustrierten Zeitungen sollten sich — nach dem Vorbilde der Fliegenden Blätter — noch mehr als bisher darauf werfen, solche Zeichnungen zu erwerben. Daß es an vortrefflichen Zeichnern, die diese Technik beherrschen, nicht fehlt, lehren eben die Fliegenden Blätter. Und ich wüßte nicht, was man sich Reizenderes und Vollendeteres denken könnte, als eine Zeichnung von Marold oder René Reinicke in Tonschnitt übertragen. Dies ist das eigenste und spezifischste Gebiet des Holzschnitts, hier liegt auch ohne Zweifel vor allem seine Zukunft.



## Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

### 1. Ein Stadtjubiläum

(Schluß)



ie Stadt nahm an den Vorbereitungen zu dem Festspiele lebhaften Anteil. In den verschiedenen Damenkaffees wurden die Personalfragen jeglicher Art bis auf die vermutlich auf die Proben folgenden Verlobungen erörtert. Im Magistrate erwog man die Ausschmückung der Stadt und die zu bewilligenden Kosten, und in der Bürgerschaft, besonders am Stammtische im Bürgergarten, brach sich die Überzeugung Bahn, daß zwar das Festspiel sehr schön zu werden verspreche, daß aber auch für die Beteiligung der Allgemeinheit am Feste etwas geschehen müßte. Noch fehlte ja die allgemeine Begeisterung, es fehlten die Arbeitsausschüsse, die Debatten, die Kommissionen und Subkommissionen, die doch auch dazu gehörten, es fehlte vor allem der Gegenstand, der des Schweißes der Edeln wert war. — Meine Herren, sagte der Herr Bürgermeister, der als kluger Volksführer immer erst seinen Kuchen in den Ofen schob, wenn er warm war, ich will dem Verdienste des Herrn Ober-

\*) Dies läßt sich dadurch sehr schön erreichen, daß geeignetes Papier mit matter Oberfläche vor dem Druck satiniert und danach wieder aufgeweicht wird. D. S.

predigers nicht zu nahe treten, aber Sie haben ganz recht, wir bedürfen einer Aufgabe, die die ganze Bürgerschaft beschäftigt. Meine Herren, ich habe an ein Volksfest gedacht.

Die versammelten Herren sahen sich gegenseitig an, wiegten die Häupter und murmelten Beifall. — Meine Herren, fuhr der Herr Bürgermeister fort, wenn wir ein Fest feiern, so muß das Geld rollieren, die Handwerker, Kaufleute und Wirte müssen etwas verdienen. — Die anwesenden Handwerker und Kaufleute sahen sich wiederum an und murmelten lautern Beifall. — Meine Herren, ich habe an einen Festzug gedacht.

Meine Herren, fiel hier Herr Tischlermeister Knauff ein, dieser Festzug muß ein historischer Festzug sein. Alle Festzüge sind heutzutage historisch.

Aber, Meister Knauff, wandte man ein, die Kostüme!

Kleinigkeit! Wir müssen zum Festspiele sowieso Kostüme haben, diese verwenden wir auch zum Festzuge, kostet uns keinen Groschen. — Wieder sahen sich die Bürger kopfnickend an und murmelten Beifall.

Aber, meine Herren, der Festzug muß auch eine Idee haben. Eine Idee zu haben, dieses, meine Herren, ist die Schwierigkeit. Aber ich garantiere Ihnen. Ich besitze alle Bände des Kunst- und Gewerbeblattes und werde Ihnen eine Idee nebst den zugehörigen Motiven unterbreiten.

Als die Bürger am Abend nach Hause gingen, erscholl das Lob des Bürgermeisters aus jedem Munde. Es ist doch ein tüchtiger Mann. Man soll uns doch einmal eine Stadt nennen, die so einen Bürgermeister hat wie Schmalzleben. Leben und leben lassen und den Leuten etwas zu verdienen geben, das ist das richtige, und das versteht unser Herr Bürgermeister.

Meister Knauff machte sich gleich am andern Morgen über sein Kunst- und Gewerbeblatt her, um eine Idee zu finden, leider nur mit geringem Erfolge. Denn alle darin enthaltenen Ideen liefen auf unbekleidete Personen hinaus, und so etwas konnte man doch der Schmalzleber ehrbaren Bürgerschaft nicht zumuten. Dagegen fand die Absicht, einen Festzug zu arrangieren, in der Bürgerschaft großes Wohlgefallen. Es ist doch auch eine schöne Sache, in die Öffentlichkeit zu treten und etwas vorzustellen, ohne etwas lernen zu müssen, bloß indem man einen andern Rock anzieht. Auch wußte man aus der Illustrierten Zeitung, daß Festzüge der Hauptsache nach aus Festwagen bestehen, und so zog man denn alles in Betracht, was in der Stadt Räder hatte. Meister Giesecke übernahm es, die Räder der Wagen rot oder blau oder grün anzumalen — mit Leimfarbe, damit es hernach wieder abgewaschen werden konnte; und Meister Knauff übernahm es, die Wagen mit seinem Futterlattun zu bekleiden und die erforderlichen „Motive“ zuzufügen. Jetzt entstanden die Arbeitsausschüsse, die Kommissionen und Subkommissionen in Masse. Zuletzt war kein Bürger von Ansehen in der Stadt, der nicht in irgend einer Beziehung mit ausgeschossen war. Schließlich fand sich auch noch die Idee des Festzugs, unter der die verschiedenen Veranstaltungen zusammengefaßt werden konnten: die Darstellung des Lehr-, des Wehr- und des Nährstands mit einer historischen Einleitung.

Der Zug sollte durch eine Gruppe von Reitern eröffnet werden. Dies war die Aufgabe der Fleischer, die bekanntlich geborne Kavalleristen sind. Dann sollte ein Herold folgen, der auf der Frau Bürgermeisterin ihrem roten Sofaßissen den Bettel mit der Schenkungsurkunde des bloeks achter Hannsen Emmers syn swynstal, gleichsam die Stiftungsurkunde der Stadt trug. Darauf König Wenzel und sein Gefolge. Leider war es durch keine Kunst der Über-

redung möglich, Meister Krickel aufs Pferd zu bringen, und so mußte denn der Oberinspektor vom Stadtgute den Königsmantel anlegen, obwohl es der nicht halb so gut machte als jener. Dann folgten, ebenfalls zu Pferde, Hansen von Beyn und Gebhard von Hoyme in mittelalterlicher Phantasietracht, dann Rats Herrn und, von Stadtknechten geführt, in Fesseln, Dannele und Düßem. Hierauf trugen vier phantasienvoll gekleidete Männer auf einer bekränzten Bahre den Stein von der Siechenkapelle mit dem städtischen Wahrzeichen, einer Brotwecke mit der Jahreszahl 1488. Das war keine leichte Arbeit, denn der Stein wog seine zwei Zentner. Dies war der Schluß der geschichtlichen Abteilung. Jetzt kam ein Festwagen, auf dem eine Smaltlevia, umgeben von den Bürgertugenden, vier jungen Mädchen in aufgelöstem Haar, weißen Kleidchen und mit Schleifen in den Stadtfarben thronte. Darauf trat die Festzugidee in die Erscheinung. Zuerst der Herr Rektor mit der Rektorklasse, die unterwegs schöne, passende Lieder wie: „Nun adee, du mein lieb Heimatland“ und „Lützows wilde verwegne Jagd“ singen sollten. Darauf der Festwagen mit dem Sinnbilde der Weisheit. Man wählte hierzu wegen ihrer sehr ansehnlichen Körperformen Dortchen Leiter, ein junges Mädchen, das ihr Lebtag die größte und die letzte in ihrer Klasse gewesen war. Man stellte hinter ihr die Schultafel auf einer Staffelei auf und umgab sie mit den Symbolen des Wissens, dem Schulglobus und einigen schweinsledernen Folianten aus der Kirchenbibliothek. Vier Genien, kleine, wohl pomadisierte Mädchen, nahmen die Ecken ein. Was diese vorstellten sollten, ist nicht recht klar geworden. Einige meinten, die vier Spezies. Am vordern Teile des Wagens wurde eine Gule befestigt. Da man leider keine ausgestopfte Gule hatte, so nahm man eine solche, die zuvor an Rüßamens Scheinenthor angenagelt gewesen war. Die nächste Gruppe stellte den Wehrstand dar. Sie wurde eingeleitet durch eine Anzahl von „Beharnischten.“ Diese Beharnischten sollten von den Klempnern dargestellt werden. Es blieb diesen überlassen, sich ihre Ausrüstung selbst zu beschaffen. Der Festwagen stellte eine von Mitgliedern des Kriegervereins gestellte Lagerzene dar; Essen und Trinken war hierbei die Hauptsache. Darauf folgte die Schützengilde, sowie die Nachtwächter und Feldhüter. Die Darstellung des Nährstands verursachte — nicht aus Mangel, sondern aus Überfluß an Stoff — Schwierigkeiten. Denn in Schmalzleben gehört eigentlich alles zum Nährstande. Schließlich einigte man sich auf einen Wagen, der landwirtschaftliche Geräte tragen, und der von Schnittern und Schnitterinnen umgeben sein sollte.

Und, meine Herren, sagte Meister Knauff, vor den Wagen werden Stiere gespannt.

Ach, Sie meinen Ochsen, erwiderte ein landwirtschaftliches Mitglied des Arbeitsausschusses.

Nein, Herr Elzner, Stiere. Wo es sich um künstlerische Bethätigung handelt, nimmt man bloß Stiere.

Ich dachte aber doch, wir nähmen lieber Maierßen seine Perscherongß, ein paar Staatspferde, besonders das Sattelpferd.

Nein, das geht nicht, Herr Elzner, Pferde kommen in der Kunst nur in kriegerischer Beziehung vor, in friedlicher Beziehung sind Pferde sozusagen stilllos. Und er setzte es wirklich durch, daß „Stiere“ vor einen Erntewagen gespannt wurden, während ländliches Volk in Hemdsärmeln den Nährstand vorstellte.

Von welchem Eifer die Bürgerschaft beseelt war, ist auch daraus zu ersehen, daß man anfang, sich sogar mit eignen Veranstaltungen am Festzuge zu beteiligen. Kunstgärtner Krause zum Beispiel rüstete einen Blumenwagen aus; im Hintergrunde

seine bekränzte Handelsfirma und davor Blumenbinderinnen; an den Seiten fertige Kränze, besonders auch Totenkränze mit Preisangabe. Und der Bierbrauereibesitzer Goldmann legte ein großes bekränztes Bierfaß auf einen Wagen und setzte seinen Braumeister als König Gambrinus darauf, während die nebenhergehenden Sieber und Küfer von der Größe des Betriebes Zeugnis gaben. Hier zeigte sich nun, wie glücklich die Wahl der Idee vom Lehrstand, Wehrstand und Nährstand gewesen war. Denn alle diese Privatleistungen konnten ja mit Leichtigkeit im Nährstande untergebracht werden. Sogar als im letzten Augenblicke August Kieferling mit seinem lahmen Gaul und seinem Wägelchen ankam, auf dem er sonst altes Eisen und dergleichen zu holen pflegte, der aber jetzt mit Laub und Papierfächchen geschmückt war, so konnte auch er ohne Bedenken in den Nährstand eingegliedert werden.

Nunmehr traten die Vorbereitungen in das Stadium der „fieberhaften Thätigkeit.“ Herr Klempnermeister Nuttig war schon zum drittenmale mit sorgenvoller Miene in seine Hausthür getreten und hatte den Himmel angeschaut, ob ihm vielleicht von dort her eine Erleuchtung kommen werde. Es handelte sich um die Ausrüstung der sechs Geharnischten. Ein kluger Kopf war auf die Idee gekommen, der Tracht den preussischen Kommissrock zu Grunde zu legen, denn dieser sei eigentlich ein Waffenrock und darum für mittelalterliche Tracht verwendbar, wenn man die Regimentsnummer abtrenne. Als Helme ließen sich Feuerwehrehelme verwenden, die man mit Visieren aus Weißblech und mit Federbüschen verzierte. Auch die Arm- und Beinsehnen boten keine Schwierigkeiten, da man bei ihrer Herstellung von der Form der Dachrinne ausgehn konnte. Aber die Halsbergen! Meister Nuttig hatte unter seinen sämtlichen Schablonen keine, die für diese Aufgabe geeignet gewesen wäre. Machte er nun die Halsbergen zu flach, so sah der Träger aus wie der wandelnde Kopf Johannis des Täufers auf der Schüssel, machte er sie dütenartig, so wollten sie nicht auf den Schultern sitzen und reichten bis an die Nase. Es ist begreiflich, daß Herr Nuttig schwere Sorgen hatte. — Das Wochenblättchen rüstete sich zu einer Festnummer. Die Redaktion brachte zu Ehren des Jubiläums die größten Opfer. Sie ließ sich von dem Herrn Oberprediger, dem es eine Ehrensache war, einen geschichtlichen Festartikel schreiben und kaufte für zwanzig Mark ein paar alte Klischees, die als Porträts König Wenzels und der andern geschichtlichen Persönlichkeiten gelten konnten. — Auf dem Anger wurde unter inniger Teilnahme der Schuljugend ein Festzelt für die Ehrengäste, die städtischen Körperschaften und die Arbeitsausschüsse aufgebaut. Im Kreise herum siedelten sich Trink- und Schaubuden, Karussells und dergleichen an. Aus dem Stadtförste kam Wagen auf Wagen mit Eichenlaub beladen, und in den Häusern wand man unter endlosen Gesprächen endlose Quirlanden. Meister Giesecke jagte durch die Straßen, strich hier Räder und dort Fahnenstangen an, malte Inschriften und legte die letzte Hand an seine Kulisse. Im Bürgergarten tagten täglich die verschiedenen Arbeitsausschüsse. Im Kasinotheater wurde täglich geprobt. Meister Krickel war nach B. gefahren und hatte von dort einen ganzen Wagen voll von Garderobe mitgebracht. Schon begannen die Kostümproben. Das junge Volk wurde übermüht, und Meister Krickel hatte tausend Sorgen. Er nahm einen wahrhaft tragischen Ton an, wenn er mit Krone und Königsmantel bekleidet unter die jungen Leute trat, die hinter den Kulissen Unfug trieben, und in königlicher Haltung sprach: Aber Lenchen, aber Herr Sattler, bedenken Sie, was Sie thun, Sie reißen Ihre Kostüme entzwei, und ich muß mich hernach hinsetzen und sie wieder flicken. Es half ihm aber nicht viel, und zu flicken hatte er nach jeder Probe.

Um den vorteilhaften Eindruck nicht zu stören, den der Eifer der Bürgerschaft bei den Zurüstungen zu ihrem Stadtjubiläum unzweifelhaft macht, übergehe ich die Verhandlungen des Magistrats mit den vorgesetzten Behörden wegen Beteiligung dieser Behörden an der Feier und will nur bemerken, daß es in der Stadt allgemein für unbegreiflich gehalten wurde, wie diese vorgesetzten Behörden behaupten konnten, das Jubiläum sei durch die Schenkungsurkunde nicht genügend motiviert. Und so kam denn zum Feste kein Regierungsrat — nicht einmal der Herr Landrat —, und es gab keine Orden für Leute, die das Verdienst hatten, fünfshundert Jahre nach der Gründung der Stadt zu leben.

Der Festtag, zwar nicht Sante Marien-Magdalenen-Abend, sondern irgend ein anderer Tag, war gekommen. Die Kunde von den bevorstehenden großen Ereignissen war in die Weite gedrungen. Die ländliche Bevölkerung der Umgegend wallfahrtete zu Fuß und zu Wagen in die Stadt. Die Wirte wollten sich von früh an im Leibe zerreißen, und die Bürger sahen mit Befriedigung, welche Bedeutung ihre Stadt in der Welt hatte. Die Straßen der Stadt, besonders der Markt und die breite Gasse waren „feenhaft“ geschmückt. Die Bürger und der Stadtrat hatten sich selbst übertroffen, und von früh an standen Neugierige am Wege, um zu erwarten, was kommen werde. Von zwölf Uhr an, denn in Schmalzleben ist man nach alter guter Sitte hübsch zeitig, versammelten sich auf das vom Hornisten der Feuerwehr geblasene Signal: „Das Ganze sammeln“ die Teilnehmer des Festzugs am Stadtgraben. Jeder Ritter oder Ratsherr, der über die Straße ging, machte bei der Jugend Sensation. Die Jungen wußten schließlich nicht mehr, wem sie nachlaufen sollten. Bis sich der Festzug in Bewegung setzte, verging freilich noch lange Zeit, aber endlich war man fertig, und der Zug bewegte sich, während man von der Spitze her erkliche Töne und Paukenschläge der Stadtmusik hörte, stumm und würdevoll durch die Stadt und vor der staunenden Zuschauermenge vorüber, die sich ihre Bemerkungen zulüfterte.

Gucke, Wäsche, gucke, gucke, dat is je Hinrickes ihr Melkswagen.

Un wat er für rode Räder haben daut.

Un, gucke, gucke, Dortchen Leiter doruppe.

Wo enne?

Au dor up den Melkswagen achter de Schaultafel ut de Rekerklasse, un, min Godd, wat is se appetakelt.

Wat speelt se denn vor?

Ik wett et nich. Aber Better Kamel seggt, se speel de heilige Einfalt.

Der Zug bewegte sich seinem Ziele, dem Ager, zu, nicht ohne Stockungen. Diese wurden von den Trägern des schweren Steins verursacht, die von Zeit zu Zeit niedersetzen mußten, um zu verschnaufen, und die zuletzt lästerlich fluchten und erklärten, der Teibel möge sie lotweise holen, wenn sie das Antier von Stein weiter schleppten. Glücklicherweise fanden sich Freiwillige, die tragen halfen. Am Ende des Zuges, da wo das große Bierfaß gefahren wurde, herrschte Unordnung, denn dort wurde vom Wagen aus ans Volk Bier verschenkt. Und hinter August Rieseckling seinem lahmen Pferde und wackeligen Wagen lief die Jugend her und sang die oft gehörte Melodie: Alte Töpfe! alte Öfen! alt A—isen.

Auf dem Festplatze war, als der Zug anlangte und sich vor dem Festzelte aufstellte, das Volksfest schon in vollem Gange, die Karussells paukten und klingelten, die Ausrufer und Verkäufer brüllten, und aus einer Menagerie erklangen grausam schreckliche Töne, teils von Blechinstrumenten, teils von Bestien herrührend, und über das Ganze zog eine Wolke von Staub und ein brenzlig=fettiger Geruch.

Jedenfalls entsprach der Lärm der Bedeutung des Tages. Daß er die schöne Rede verschlang, die der Bürgermeister an das verehrliche Publikum hielt, und in der er den Bürgerfönn Schmalzlebens und den heutigen nach allen Beziehungen wohlge- lungnen Tag als einen „Markstein“ in der ruhmreichen Geschichte Schmalzlebens pries, war bedauerlich, aber leider nicht zu ändern. Das Fest war nun einmal im Gange. Die Jungen standen vor den ausgebreiteten Herrlichkeiten der Würfel- und Kaufbuden und genossen das wonnevolle Gefühl, den Groschen in der Tasche immer noch einmal umzukehren und zu erwägen, was man alles dafür kaufen könnte; die Mütter ließen ihre Jüngsten auf dem linken Arme tanzen, und die Väter rauchten Cigarren und sahen sich nach etwas Trinkbarem um.

Während nun draußen auf dem Platze ungetrübte Festfreunde herrschte, erhob im Innern des Festzeltes bange Sorge ihr Haupt. Schon während des Festzugs hatte man im Hintergrunde des Kirchplatzes eine nachdenkliche Gestalt, den Bleistift ans Kinn gedrückt, stehen sehen. Der Herr Rektor hatte den Dichter auf den ersten Blick erkannt. Ja, es war der Dichter, Herr Doktor Felix Mandelstein. Der Herr Rektor war bis in die tiefste Seele hinein erschrocken und hatte nur mit Mühe seine würdige Haltung in der Gruppe aufrecht erhalten. Jetzt war außer ihm die ganze Theaterdirektion in Sorge. Man hatte den Dichter nicht eingeladen, man hatte nicht einmal an ihn gedacht, man hatte sein Stück barbarisch behandelt, zerschnitten, bespuckt und bespöht. Jetzt kam der Dichter ungeladen; was nun machen?

Aber, meine Herren, sagte der Bürgermeister, der in seiner jovialsten Laune war, lassen Sie doch nicht so die Ohren hängen. Was kann uns denn so ein Dichter thun?

Ja, aber — Herr Bürgermeister.

Überlassen Sie diesen Dichter mir, ich gebe Ihnen mein Wort, ich mache ihn so kirre, daß er aus der Hand frißt. Bringen Sie ihn nur hierher. Und Sie, Ruppert —

Jawohl, Herr Bürgermeister.

Sie laufen, was Sie die Beine tragen, in den Goldnen Adler und lassen sich ein Duzend Flaschen Selt geben und bringen sie her. Und Eis! verstanden? Und Sie, Gerlebock, suchen Krausen auf und lassen sich von seinem Festwagen drei große Lorbeerkränze geben. Er soll die weißen Blumen heraus schneiden und große rot und weiße Schleifen daran machen. Die Kränze sollen heute abend im Theater bereit liegen.

Jawohl, Herr Bürgermeister. Den ganz großen Kranz vorn am Wagen auch?

Ja, den auch.

Man atmete auf. Der Herr Bürgermeister nahm die Sache in seine kräftige Hand, man konnte getrost auf einen glücklichen Ausgang rechnen. Der Dichter kam an, etwas steif und einsilbig, denn es hatte ihn verschmupft, daß man ihn nicht eingeladen hatte. Der Bürgermeister log sich und die Seinen unverschämt heraus, und das übrige that der Champagner, und als die Zeit des Festspiels kam, herrschte wieder heiteres Wetter.

Meister Arickel hatte den Kostümierten des Festzugs strengen Auftrag gegeben, die Kostüme zu schonen und beizeiten wieder abzuliefern. Man hatte gethan, was man konnte, aber mancher Ärmel und manche Krause hatten Schäden gelitten, und König Wenzel mußte, während draußen das Publikum schon ungeduldig wurde, flicken und flicken, um die Schäden eintgermaßen auszubessern. Man hatte Oberpredigers schönsten Lehnstuhl geholt und ihn in die Mitte der ersten Stuhl-

reihe gestellt. Hier nahm unter dem Flüstern und Halsreden des Publikums der Dichter und neben ihm der Herr Bürgermeister Platz. Das Festspiel begann. Im Anfang ging alles gut, denn hier war wenig geändert worden; als aber im zweiten Akte Hans Emmer als Komiker auftrat, und als Fräulein Emmer ihr nur mühsam motiviertes Trompeterlied sang, und als die Streichungen und Eingriffe gar zu arg wurden, da war es mit der Geduld des Dichters vorbei. Raun fiel unter dem Beifall des Publikums der Vorhang, so fuhr er in die Höhe und redete mit erregten Worten und heftigen Armbewegungen auf den Bürgermeister los.

Siehst du, Ferdinand, sagte die Frau Oberprediger zu ihrem lieben Manne, jetzt kommt das Unglück, hättest du doch die Hände davon gelassen!

Was wird denn kommen? sagte Tante Toni.

Die Leute werden die Schuld auf meinen Mann schieben, die Leute werden reden —

Laß sie reden, Mara.

Aber Tante Toni machte wenig Eindruck. Frau Mara rang die Hände und war nicht zu beruhigen.

Als sich der Vorhang wieder erhob, erschien auf der Bühne der Herr Rektor. Dieser hielt eine schöne Rede auf den Dichter und überreichte drei Lorbeerkränze, immer einer größer als der andre, mit langen rotweißen Schleifen, immer eine länger als die andre. Der Herr Bürgermeister hängt dem Dichter den größten Kranz über die Schulter und stellte die beiden andern an den Lehnsessel. Was wollte der Dichter machen, er mußte sich wieder niedersetzen, denn er hatte das dunkle Gefühl, daß er mit dem Lorbeerkranze um den Hals aussah, als wäre er auf der Tierschau prämiert worden. Aber fest saß er nicht, das konnte man wohl merken.

Jetzt folgte der dritte, schlimmste Akt, für den armen Dichter ein wahres Martyrium. Er trug es, solange er tragen konnte. Als aber unter großem Beifall der Zuhörerschaft die Szene kam, wo sich die Intrigue der Gegenpartei mit dem Thorvorstecker entküllte, wo die Feinde schon von draußen stürmten und die Verräter unter den Bürgern höhrend riefen: Nehmt doch eine Brotwecke, worauf Rolf pathetisch sein Schwert in den Thorriegel steckte, und als gar Meister Krickel als König Wenzel auftrat, da war es vorbei, der Dichter wollte trotz den drei Lorbeerkränzen aufspringen und davonlaufen. Aber der Herr Bürgermeister hielt ihn mit sanfter Gewalt fest, bis er den Widerstand aufgab. Inzwischen ging das Stück unter großem Hallo zu Ende. Der Bürgermeister nahm den Dichter, über den die Gleichgültigkeit der Verzweiflung gekommen war, unter den Arm und schleppte ihn hinaus.

Natürlich blieb man nach Schluß der Aufführung im engern Kreise beisammen, um Wein zu trinken und alle und jeden leben zu lassen. Der Herr Oberprediger und Tante Toni fehlten nicht. Als alles gutes Mutz war, erschien im Hintergrunde des Saales wiederum der Dichter und hinterher vergeblich beschwichtigend der Bürgermeister. Der Dichter hatte jegliche Annahme fernereiter Getränke verweigert und verlangte sein Manuskript zurück. Er sei schändlich behandelt worden, und er ließe sich das nicht gefallen, und er würde sie alle verklagen. Da er nun mit Recht annahm, daß das Manuskript im Theatersaale liege, so hatte er dahin gedrängt. Aber man konnte ihm doch das grausam mit Tinte, Rot- und Blauktift bearbeitete Opus nicht in die Hand geben, dann wäre ja sein Zorn nur noch größer geworden.

Das Manuskript, ich verlange mein Manuskript zurück, rief er.

Da lag das Manuskript auf einem Stuhle, wenige Schritte noch, und der Dichter hätte es gesehen, und alles war verloren. In diesem entscheidenden Augenblicke bewies Tante Toni ihr Feldherrntalent. Sie erhob sich von ihrem Stuhle und setzte sich unauffällig mit ihrer ganzen Breite auf das Manuskript. Das Manuskript war nicht zu finden, eben war es noch dagewesen, es war unbegreiflich, wo es hingekommen war. Es half nichts, Doktor Felix Mandelstein mußte sich beruhigen, mußte Platz nehmen und noch eine Rede über sich ergehen lassen. Bei dem darauf folgenden Hoch wäre beinahe noch ein Unheil geschehn, denn Tante Toni, uneingedenk der Verpflichtungen, die sie übernommen hatte, erhob sich, um mit anzustoßen. Aber ihre Nachbarin zog sie an den Falten ihres Kleides wieder auf den Stuhl nieder, wobei Tante Toni ihr Glas Wein auf ihr Kleid goß.

Na, schadt nichts, sagte sie, laß fahren dahin, es war mein altes Bastseidnes.

Am andern Morgen fuhr Herr Doktor Felix davon. Als der Zug der Sekundärbahn über den Stuckenberg hummelte, und der Dichter Schmalzleben, noch geschmückt von dem Feste des Tages zuvor, in seiner vollen Schöne zu seinen Füßen liegen sah, schüttelte er die Faust zum Fenster hinaus und schwur mit heiligen Eiden, nie wieder ein Drama für solche Banaußen zu schreiben. Die Banaußen machten sich nichts daraus, sondern führten ihr Drama noch dreimal für verschiedene gute Zwecke auf. Und drei Verlobungen sind aus der Spielerei hervorgegangen. Und Schmalzleben steht seitdem im Glanze seiner geschichtlichen Vergangenheit groß da.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Wissenschaft in der Opposition. Der ordentliche Professor der Geschichte an der Berliner Universität Dr. Hans Delbrück widmet im Augustheft der von ihm herausgegebenen Preussischen Jahrbücher mehrere Seiten der „Kanalvorlage und der Zuchthausvorlage,“ auf denen er angeblich das „unbefangne, von keinem Sonderinteresse beeinflusste Urteil der Wissenschaft“ zum Ausdruck zu bringen sucht. Er steht dabei gegen beide Vorlagen in der Opposition. Das würde an sich nicht der Rede wert sein, aber der Herr Professor liefert — wenn auch gewiß nur in fahrlässiger Weise — in dieser seiner neuesten journalistischen Leistung einen so interessanten weitem Beitrag zu der jüngst in den Grenzboten besprochenen Geschichtsfälschung über das Gesetz zum Schutz der Arbeitswilligen, und er urteilt über die Kanalvorlage, die bekanntlich in der allernächsten Zeit im preussischen Abgeordnetenhaus zur zweiten Lesung kommen wird, so unverantwortlich ab, daß man in Anbetracht der großen Empfänglichkeit der p. t. gebildeten Leservelt für derlei „wissenschaftliche“ Politik nicht dazu schweigen darf.

Was zunächst den Gesetzentwurf zum Schutz der Arbeitswilligen betrifft, so behauptet er frischweg: „Die gesamte Wissenschaft ist gegen die Zuchthausvorlage und ebenso die aufgeklärten konservativen Aristokraten und Beamten.“ Ist das schon, objektiv genommen, eine unglaublich leichtfertige Behauptung, so steht der Beweis, den er dafür zu erbringen versucht, mit der Wahrheit auf noch viel ge-